

ANA ZIRNER

ALPEN SOLO

**Allein zu Fuß
von Ost nach West**



MALIK



WIE EIN SEUFZER DER ERLEICHTERUNG

Atmen in den Karnischen Alpen

Um mich herum ist es hell und aufdringlich bunt. Sind Supermärkte immer so? Im Ort Kranjska Gora unterhalb des Jezero Jasna besorge ich frisches Obst und Gemüse. Dabei bemühe ich mich, verpackungsfrei einzukaufen. Denn für die Tour habe ich mir vorgenommen, meinen ökologischen Fußabdruck so minimal wie möglich zu halten. Ich will also auch versuchen, kaum Müll zu produzieren. An der Tüte mit den Gummibärchen komme ich dennoch nicht vorbei, sie schreien mich förmlich an, dass ich sie mitnehmen soll. Obst und Gemüse kaufe ich aber ohne Tüten, ein Stück Käse und Brot in Papierverpackung. Die Verkäuferin kann gar nicht verstehen, warum ich keine Plastiktüte möchte, und scheint fast schon enttäuscht darüber zu sein.

Kaum habe ich den lauten Laden verlassen, beiße ich genussvoll in eine knallrote Paprika. Es macht mir Spaß, die etwas befremdeten Blicke zu spüren, die mir Menschen auf E-Bikes oder aus ihren gefühlt mehrstöckigen Wohnwagen zuwerfen. Ich lächle ihnen zu und beiße erneut in das saftige Gemüse, dann begeben mich zur Hauptstraße. Mit Blick auf die Karte habe ich gestern bereits entschieden, die zwanzig Kilometer bis ins italienische Coccau zu trampen, da mir der Weg nicht sonderlich interessant vorkam. Statt also in der großen Hitze über Teerstraßen zu laufen, habe ich den Vormittag entspannt am See verbracht.

Nun sausen unzählige Autos an mir vorbei. Es ist, als würden sie mich gar nicht sehen, als wäre es für sie undenkbar, mich und meinen Rucksack mitzunehmen. Ich stehe also am Straßenrand, und sowohl meine Laune als auch meine Lust zu lächeln sinken beträchtlich. Zum ersten Mal wird mir deutlich, wie unfrei ich mich fühle, weil ich beim Trampeln auf andere angewiesen bin. Es ärgert mich, hier im Tal zu sein. Oben am Berg könnte ich jetzt völlig frei entscheiden, wann, wie schnell und wohin ich gehen möchte.

Während ich neben der Straße stehe, fällt mir die Abwesenheit einer gegenseitigen

Wahrnehmung auf. Hier fühle ich mich einsam, obwohl eigentlich mehr Menschen um mich herum sind. In den Bergen dagegen habe ich das Gefühl, dass die Schönheit, die man dort erleben darf, dazu inspiriert, sie mit jemandem teilen zu wollen. Solidarität untereinander scheint mir am Berg geradezu selbstverständlich zu sein. Man teilt Informationen, den Platz in einer Hütte oder im Notfall auch alles andere. Dass man hier, egal, woher man kommt oder wie viel Erfahrung man hat, in der gleichen »ausgesetzten« Lage ist, kann Nähe schaffen. Vermutlich liegt das auch daran, dass weniger Menschen unterwegs sind, man sich also bewusster und somit auch empathischer begegnet.

Schon zu Beginn der Tour habe ich mich immer wieder gefragt, wann und ob ich wohl merken werde, wie ich mich durch das Projekt verändere. Die heute empfundene Unfreiheit ist wohl ein erster Schritt dahin. Während ich diesen Gedanken nachhänge, streckt sich mein Daumen immer wieder den nahenden Autos entgegen. Die Minuten verrinnen in der Hitze. Ich spüre die kurze Kühle der salzigen Tropfen, die über mein Gesicht laufen. Um nicht vor Frust zu schmelzen und um der Unfreiheit zu entfliehen, setze ich mich in Bewegung und gehe die hässliche Teerstraße entlang durch ein graues Industriegebiet. Bei jedem nahenden Auto drehe ich mich um, aber nach einer Stunde fällt es mir schwer, die Autofahrer ehrlich anzulächeln. Einzig der Gedanke, dass sie ja nichts dafür können, dass vor ihnen alle an mir vorbeigefahren sind, und dass gerade sie vielleicht diejenigen sind, die gleich anhalten werden, motiviert mich mental und sorgt dafür, dass meine Mundwinkel weiter in Aktion bleiben. Nach und nach zermalme ich skandalös viele Gummiviecher zwischen den Zähnen. Ich freue mich jetzt über dieses *guilty pleasure*, mit der Ausnahme, dass ich damit mal wieder meine *Zero-waste*-Strategie unterlaufe.

Nach zwei Stunden Latscherei ist die Tüte leer, und auch mein Daumen ist beleidigt. Er fühlt sich nutzlos nach all der Enttäuschung, die ihm trotz seines nach oben gereckten Optimismus widerfahren ist. Und ausgerechnet da hält ein VW-Bus neben mir. Ein tiefenentspanntes Klettererpärchen nimmt mich mit. Endlich. Allerdings fahren sie nicht die ganze Strecke, und ich stehe schon bald wieder am Straßenrand, diesmal glücklicherweise im Schatten. Es stresst mich, dass das alles so lange dauert. Noch immer bin ich von der Zeit getrieben. Meinen Plan einzuhalten ist mir wichtiger, als mich dem Augenblick hingeben zu können.

Schließlich hält jemand an, der anbietet, mich über den Wurzpass hinüber ins österreichische Kärnten mitzunehmen, und so ändere ich den Plan: Ich möchte anstatt von Coccau jetzt von St. Stefan im Gailtal aus meine Wanderung fortsetzen. Es ist mir wichtiger, an dem Abend noch irgendwo hinauf und weg von der dichten Zivilisation zu kommen, als meine Route konsequent zu halten und möglicherweise im Tal schlafen zu müssen. Aber dann kommt alles ganz anders.

Es ist bereits Abend, als ich endlich in St. Stefan aufbrechen kann. Ein Blick nach Westen verspricht nichts Gutes. Es türmen sich dunkelgraue Wolken auf, und die Hitze wartet flirrend auf ein erleichterndes Gewitter. Aber nicht nur die Hitze flirrt, auch die Mücken scheinen von ihr angestachelt zu werden und veranlassen mich zu frenetischem Um-mich-Schlagen. Diese Viecher sind schließlich nicht vom Aussterben bedroht, und an ihnen räche ich meine Unzufriedenheit über den heutigen Tag.

Ich bin ziemlich kaputt und zudem unentschlossen, was ich mit den zwei Stunden Tageslicht noch anfangen soll. Die Ortschaften, durch die ich auf dem Weg zu meiner eigentlichen Wanderroute laufe, wirken verschlossen. In Anbetracht der grauen Wand am Himmel, die weiter zu wachsen scheint, halte ich erfolglos die Augen offen nach einer Pension. Auch das Internet gibt nichts her in dieser Gegend. Mir ist klar, dass ich es in der kurzen Zeit vor Einbruch der Dunkelheit und dem Gewitter nicht mehr bis zu einer Hütte schaffen werde. Als ich zum ersten Mal in der Ferne ein Donnern zu hören glaube, wird meine Suche entschiedener. Im einzigen Gasthaus mit bröckelnder Fassade riecht es nach klebrigem Bier, und im dichten Zigarettenqualm der Stube kann ich schließlich einen jungen Mann ausmachen, der an der Bar sitzt und zockt. Er guckt mich aus glasigen Augen an.

»G'schloss'n«, sagt er nur und wendet sich wieder seinem Bildschirm zu. Irgendwie bin ich froh, dass es hier kein Zimmer gibt. Ich sehe mir selbst etwas ungläubig dabei zu, wie ich einen Post in meinen Social-Media-Kanälen absetze: *Hat jemand einen Tipp für eine Übernachtungsmöglichkeit im Gailtal?* Ich bemühe mich, lustig zu klingen, aber an den Antworten merke ich, dass mir das nicht gelungen ist. Als Nächstes klingele ich bei zwei Höfen, die mir wegen ihrer Blumenkästen zumindest etwas freundlicher erscheinen. Es wird hinter gerüschten Vorhängen herausgespäht, geöffnet wird mir nicht. Wirke ich auf die Menschen in diesem Dorf wirklich so gefährlich?

Vor einem Stall steht eine Gruppe unterschiedlich alter biertrinkender Männer, die mich schon von Weitem wie ein Ufo anstarren. Ich reiße mich zusammen und frage mit angestrengt unvoreingenommener Entspanntheit, ob sie vielleicht einen Tipp hätten, wo ich übernachten könnte. Ich sage sogar noch, dass ich wirklich nichts bräuchte, nur ein Dach wegen des Gewitters. Ihre Blicke lassen erahnen, wie ich in ihren Köpfen vom Ufo zu einem Stück Fleisch werde, und ich bereue meine Frage. Helfen wollen sie mir sowieso nicht, sie schütteln nur den Kopf. War das ein schadenfrohes Grinsen, oder spielt mir meine Fantasie einen Streich?

Ich spüre ihre Blicke in meinem Rücken, als ich weitergehe, und höre sie lachen und sich zuprosten. Wer ist hier eigentlich gefährlich?! Mir läuft es kalt den Rücken herunter, und ich stelle mir vor, wie sie nachts als Meute mit Taschenlampen nach mir suchen.

Das war's. Ich gebe auf. Kärnten zeigt seine Zähne, man mag mich hier nicht. Ich will

nur noch weg aus dem Dorf und überhaupt aus dem Tal. Noch nicht mal eine Woche bin ich unterwegs, und schon fühle ich mich oben mehr zu Hause als unten. Ich sehne mich nach der Ruhe, der Natur und dem Schutz der Berge. Nach den Erfahrungen im Dorf fühlt es sich zudem sicherer an, trotz Gewitter im Wald, am Berg zu schlafen als irgendwo in diesem Ort oder dem Umfeld dieser Männer.

Ich gehe also weiter und hoffe darauf, dass ich irgendwo am Wegesrand einen Schuppen oder irgendein anderes Dach finden werde. Zugleich stelle ich mich auf eine unangenehme und nasse Nacht ein. Der Forstweg zieht sich, und bei jeder Kurve sage ich mir: »Die eine noch, und dann biege ich in den Wald ein.« Und wieder: »Die eine noch, danach kommt bestimmt ein Schuppen.«

Aber nichts dergleichen passiert, nach keiner der Kurven. Ohne dass ich es bemerkt habe, ist es inzwischen dunkel geworden. Meine Augen haben sich mit dem abnehmenden Tageslicht umgestellt. Aufgefallen ist mir der Wechsel allein wegen der Geräusche, die sich in der Dunkelheit verändert haben. Ich mag das sehr, es ist mir angenehm vertraut am Berg. Nur die Mücken bilden eine surrende Konstante, aber längst habe ich vor ihren blutrünstigen Attacken kapituliert. Ich fühle mich schon wesentlich wohler als im Tal, wo ich jetzt vermutlich bei jedem Geräusch zusammengezuckt wäre.

Schließlich bin ich zu müde, um weiterzugehen, und die dicht stehenden Bäume bieten mir vor dem Gewitter mehr Schutz als eine offene Ebene weiter oben am Berg. Ich laufe also ein paar Schritte in den Wald hinein, finde allerdings aufgrund der Steilheit keinen Fleck, der eben genug für einen Biwakplatz ist, sodass ich schließlich auf einem annähernd geraden Stück des Forstwegs meinen Schlafplatz baue. Es ist nicht besonders schön, aber unter den Umständen scheint mir das die beste Lösung. Kurz denke ich an die Gefahr von Erdbeben und Schlammlawinen, bin aber zu müde, um sie noch ernsthaft in Erwägung zu ziehen.

In dem Moment, als ich mit einem Seufzer meinen Kopf auf das Kissen aus Klamotten werfe, höre ich Reifen auf dem Kies knirschen, sehe kurz darauf Lichter und springe schnell wieder auf. Das ist wirklich nicht mein Tag heute. Wegen der Hitze habe ich nicht so viel an, und es gelingt mir gerade noch, mir etwas überzuwerfen und mein Biwak auf die Seite zu ziehen.

Da stehe ich also, schuldbewusst wie ein Schulkind, am Wegesrand und sehe die Kritik auf mich zurollen. Ein Jeep bleibt neben mir stehen, automatisch fährt die Fensterscheibe der Beifahrerseite runter: »Wos werd'n des?«, fragt mich ein Jäger, gefolgt von einer Dialekt-Tirade: Wie gefährlich das sei mit dem Gewitter im Anmarsch, »unmöglich«; es gebe massive Erdbebengefahr in der Gegend, vor allem da, wo ich mein Biwak aufgebaut hätte; er wisse das, er habe schließlich die Erdbeben gesehen; ein Wanderer letztes Jahr sei tot, »so was von tot, mausetot«. Und überhaupt, der Blitzschlag und die fallenden

Bäume; und dann auch noch – was das überhaupt solle! – als Frau allein, ob ich verrückt sei, lebensmüde, was ich mir eigentlich dünkte und so weiter.

Ich komme kaum dazu, etwas zu sagen. Schließlich, nach mehrmaligem Luftholen, gelingt es mir, seine Salve zu unterbrechen: »Ich weiß, ich hab das Gewitter gesehen. Ich wollte doch im Tal schlafen und hab alles versucht, aber einfach nichts gefunden. Keine Pension, niemand hat mir geholfen!«

Er hält kurz inne und sieht mich zum ersten Mal richtig an.

Dann fährt er fort: »Das ist wirklich gefährlich hier, gerade diese Stelle, wegen der Erdrutschgefahr. Da kann was runterkommen.« Jetzt wirkt er nicht mehr nur unfreundlich, sondern ich erkenne, dass er ernsthaft besorgt ist.

»Ja, ich weiß ... das mit den Erdrutschen habe ich gehört, aber ich war so müde ...«, gebe ich kleinlaut zurück.

Er schüttelt den Kopf. »Mensch, Mädle ...!« Dann stellt er den Motor ab und greift zum Telefon. Während er darauf wartet, dass abgehoben wird, murmelt er vor sich hin: »Des werd' ma scho, des muaß ja ... des ko ja ned ...«

Ich ahne eine Freundlichkeit dahinter, und zum ersten Mal schaue ich ihn richtig an. Bei diesem kräftigen Mann mittleren Alters erkennt man an den Händen, dass er viel mit ihnen arbeitet. Und über sein Gesicht legen sich jetzt beinahe väterliche Züge.

Doch alle angerufenen Personen lehnen ab. Ihre Stimmen klingen durch das Telefon gedämpft, aber ihre Haltung spüre ich dennoch: Nein. Bei mir bestätigt das leider meinen bisherigen Eindruck: Ach, du herzliches Kärnten!

Den Jäger macht das offensichtlich wieder wütend, und sein Blick verhärtet sich auf beängstigende Weise. Dann springt er aus dem Auto, reißt die Beifahrertür auf und nimmt das große Gewehr heraus. Ich stehe verdattert daneben und frage mich schon, ob das jetzt wirklich die Lösung ist, als er ebenso schwungvoll die hintere Tür öffnet und das Gewehr auf den Rücksitz wirft. Dabei schimpft er für mich unverständlich vor sich hin, aber ich kapiere, dass er sich jetzt nicht mehr über mich ärgert, sondern über »Hiasi, Schorsch und Co.«, die am anderen Ende der Leitung waren.

»Pack zam, fahr' ma«, sagt er zu mir, und ich gehorche. Als wir losfahren, schaut er mich kurz an und ergänzt knapp: »Keine Angst, ich tu dir nichts.«

Daran hatte ich mittlerweile auch nicht mehr gezweifelt. Dann ruft er daheim an und sagt seinem Sohn, er solle die Gästematratze ins Jagdzimmer legen. Ich werde immer kleiner auf dem großen Beifahrersitz. Mir ist das alles furchtbar peinlich, und gleichzeitig finde ich es irgendwie hochkomisch.

Dann denke ich an die Schlammlawine. So explizit hatte ich es eben nicht bedacht, die Müdigkeit war stärker gewesen, und ich nehme mir vor, mich nach Möglichkeit nicht mehr in eine Situation zu bringen, in der mein Gefahrenbewusstsein von Müdigkeit vernebelt